

Der eine kann auch das andere sein

Die Wahl eines Politikers zum Verfassungsrichter ist ein Zeichen dafür, dass die Gewaltenteilung funktioniert. Zum Fall des Peter Müller.

Am 28. September feierten die Verfassungsorgane in Karlsruhe den sechzigsten Geburtstag des Bundesverfassungsgerichts. Die Richter hatten sich den Festakt ungezwungen gewünscht. Daher gab es im Badischen Staatstheater kein Streichquartett, sondern Tangomusik, freilich von Mitgliedern der Berliner Philharmoniker. Die Performer von „Rimini Protokoll“ brachten „100 Prozent Karlsruhe“ auf die Bühne: hundert Bürger, die einen Querschnitt der Stadtbevölkerung gemäß der amtlichen Statistik bilden. Ein lebendes Bild des demokratischen Leviathan: des Staates, der sich aus Einzelnen zusammensetzt und um der Einzelnen willen da ist, die aber nur im Aggregat Macht haben.

An dieser Allegorie über das Repräsentative gemessen, waren die Festreden zaghaft. Keiner der höchsten Repräsentanten trug einen Gedanken zum Spannungsverhältnis zwischen dem Verfassungsgericht und den nichtrichterlichen Staatsgewalten vor. Stattdessen kritisierte der Bundespräsident die Bundesregierung.

In der Beurteilung der Arbeit des Gerichts kommen die Richter und ihre ersten Adressaten naturgemäß zu unterschiedlichen Einschätzungen. Atmosphärische Störungen begleiteten die Geschichte des Gerichts. Seit den Sicherheitsgesetzen für den globalen Antiterrorkampf ist eine dauerhafte Trübung festzustellen. Zuletzt schuf die Karlsruher Beschäftigung mit Europa immer wieder Anlässe für Unmut in Berlin. Dass diese Konflikte auf der Geburtstagsfeier noch nicht einmal unter dem Schutz staatsphilosophischer Allgemeinheiten angesprochen wurden, ist leider nicht als Ausdruck richterlicher beziehungsweise staatsmännischer Zurückhaltung zu deuten. Es offenbarte sich Unsicherheit auf allen Seiten.

Einige Wochen später diskutierte Bundestagspräsident Norbert Lammert, der auf der Karlsruher Rednerliste merkwürdigerweise gefehlt hatte, in Berlin mit Andreas Voßkuhle, dem Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts (F.A.Z. vom 18. November). Voßkuhle stellte die These auf, sein Gericht fälle „ausschließlich juristische Entscheidungen“ und keine politischen. Lammert war irritiert und konterte mit Ironie: Er werbe bei seinen Abgeordnetenkollegen um Verständnis für die „Weisheit der Entscheidungen“ aus Karlsruhe, indem er die politischen Gesichtspunkte erwähne, die die Richter hätten berücksichtigen müssen. Der Bundestagspräsident verwies hier nebenbei auf eine Eigenart des Bundesverfassungsgerichts, die für einige Rechtsgelehrte ein Grund ist, ihm die Gerichtsqualität abzuspochen. Es gibt keine Zwangsvollstreckung; für den Vollzug seiner Urteile ist das Gericht auf den guten Willen der Empfänger angewiesen.

Sind ja doch alles Grenzgänger

Voßkuhle ist Professor des Öffentlichen Rechts. Neigt er deshalb zum Idealismus, jedenfalls wenn er sich in Thesenform äußert? Bei seinen Kollegen in der Staatsrechtswissenschaft, die nach einem Wort Bernhard Schlinks vom Bundesverfassungsgericht entthront worden ist, dürfte seine Behauptung vom unpolitischen Entscheiden nicht auf Zustimmung stoßen. Man kann die Karlsruher Rechtsprechung nicht erklären, ohne ihren politischen Gründe Rechnung zu tragen. Nicht jeder Staatsrechtslehrer benennt den Sachverhalt so offen wie der verstorbene Gerd Roellecke: Das Bundesverfassungsgericht ist „eine öffentlich anerkannte Einrichtung zur laufenden Änderung des Grundgesetzes in der Form der Rechtsprechung“. Es „passt das Grundgesetz laufend den politischen Erfordernissen an und deckt der Politik verfassungsrechtlich den Rücken“.

Nun kann man sich leicht vorstellen, dass Voßkuhle, hätte er in Berlin Roellecke zitiert und sich fröhlich zum politischen Judizieren bekannt, ebenfalls Widerspruch provoziert hätte, vielleicht sogar beim allzeit eigensinnigen Lammert. Das Bundesverfassungsgericht ist ein politi-

sches Gericht, das nur juristische Entscheidungen produziert. Wie ist dieses Paradox zu kommunizieren? Wie kann es, statt dass man es verschämt unter die Richterbank fallen lässt, zur Darstellung gebracht werden? Vielleicht in der Person des Grenzgängers, der zwischen den Sphären wechselt und im eigenen Lebenslauf die widersprüchlichen Anforderungen der Politik und des Rechts zusammenbringt.

Für den morgigen Freitag steht auf der Tagesordnung des Bundesrates die Wahl von Richtern des Bundesverfassungsgerichts. Ein Kandidat ist der frühere Ministerpräsident des Saarlands, Peter Müller. Gegen Müllers Wahl werden grundsätzliche verfassungspolitische Bedenken erhoben. Es widerspreche der Gewaltenteilung, wenn ein Regierungschef, der im Bundesrat an der Gesetzgebung beteiligt war, in das mit der Prüfung der Gesetze betraute Gericht übertrete.

Im Gesetz finden diese Bedenken keine Stütze. Das Gesetz über das Bundesverfassungsgericht bestimmt, dass „die Mitwirkung im Gesetzgebungsverfahren“ einen Richter nicht von der Amtsausübung ausschließt. Werner Sarstedt, Senatspräsident am Bundesgerichtshof, schloss 1966 aus dieser Bestimmung auf das Bild der Verfassung von ihrem Richter: „Dem Richter beim Bundesverfassungsgericht wird also zugetraut, dass er sogar dem von ihm selbst geschaffenen Gesetz objektiv genug gegenübersteht, um es gegebenenfalls für grundgesetzwidrig zu erklären. Das ist ein Anhalt dafür, welcher Grad von innerer Souveränität einem Richter beim Bundesverfassungsgericht zuzutrauen ist; diese Richter brauchen sich nicht zu scheuen, das für sich in Anspruch zu nehmen.“

Man öffne den geschlossenen Club!

Der Gesetzgeber rechnet mit früheren Abgeordneten und Bundsratsmitgliedern im Gericht, und tatsächlich wurden in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik regelmäßig aktive Politiker nach Karlsruhe geschickt. Erst in jüngerer Zeit ist das Gericht zum fast geschlossenen Club der Professoren und Bundesrichter geworden. Am Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten hat eine vergleichbare Beschränkung auf Karrierejuristen Dogmatismus und die Polarisierung gefördert. Es gibt im Verfassungsstaat ein pragmatisches Wissen, das nur in der Praxis erworben wird. Welchen Realismus die Erfahrung des Parlamentarier in die Beratungen des Bundesverfassungsgerichts einspeisen kann, zeigt das Sondervotum von Hans-Joachim Jentsch im Urteil über die Vertrauensfrage Bundeskanzler Schröders.

Der Wahl von Ernst Benda, dem vormaligen Innenminister der Großen Koalition, zum Präsidenten des Gerichts ging 1971 eine so heftige Kontroverse voraus, dass sie bei seiner Amtseinführung am 8. Dezember 1971 zur Sprache gebracht wurde. Die Festredner äußerten sich über die persönliche, in der Demokratie immer auch von Kontingenz bestimmte Innenseite des Lebens der Verfassungsorgane mit einem Freimut, der im Kontrast zu den diesjährigen Fadhheiten doppelt bemerkenswert ist. Benda rechtfertigte seinen Seitenwechsel und setzte sich mit dem Politologen Wilhelm Hennis auseinander, der in der „Süddeutschen Zeitung“ beklagt hatte, Karlsruhe werde zum „Patronagereservoir für verdiente Abgeordnete“.

Die Arbeit des Berufspolitikers in der parlamentarischen Demokratie erschien in Bendas Rückschau als richterlicher Vorbereitungsdienst: Ein Politiker braucht Toleranz und Geduld und lernt, sich nicht immer durchsetzen zu wollen. Bendas Karlsruher Vorgänger Gebhard Müller war Ministerpräsident von Baden-Württemberg gewesen. Gesprächsweise verglich er mit achtzig Jahren seine beiden Ämter: „Als Ministerpräsident können Sie sich ein Ziel setzen. Sie können dynamisch arbeiten, Sie können etwas erreichen und gestalten. Als Verfassungsrichter prüfen Sie doch immer erst nachträglich, ob bestimmte Aktionen in Gesetzesform mit dem Grundgesetz vereinbar sind.“

Peter Müller ist nicht als Senatsvorsitzender vorgesehen. Dass ein Ministerpräsident, der zwölf Jahre lang der Erste am Kabinettschiff war, sich in die Disziplin eines Kollegiums einfügen möchte, das seine Entscheidungen nur juristisch begründen kann, lässt sich als schönes Zeichen des Respekts unter den Gewalten betrachten. Aus dem Umstand, „dass die gleichen Probleme für die Politik anders aussehen als für die Rechtsprechung“, ergibt sich nach Gerd Roellecke „die Möglichkeit der gegenseitigen Beeinflussung, die wir Gewaltenteilung nennen“. PATRICK BAHNERS



Der Fingersatz der Boshaftigkeit, als der Zirkus in Flammen stand: Georg Kreisler an seinem satirischen Instrument

Foto Ullstein

Immer mit der Angst

Anstandsvergifter aus Humanität: Zum Tode des Kabarettisten Georg Kreisler

„Immer mit der Ruhe“, diesen Leitspruch aller Saturierten hasste Georg Kreisler. Und die Saturierten hassten ihn inbrünstig zurück: Das war schon so, als er 1955 in der legendären Wiener Marietta Bar debütierte. Viele waren begeistert, aber nicht wenige geiferten über einen singenden, klavierspielenden Defätisten. Bis in die Sechziger gab es staatliche Rundfunk und Fernsehboykotte, landeten seine Lieder auf dem Index und verweigerten Konzertsäle Auftritte.

Der Taubenvergifter sei eigentlich ein Anstandsvergifter, giftete man. Dass Georg Kreisler darin das Echo des berüchtigten „gesunden Volksempfindens“ hörte, das nach 1933 in Deutschland triumphiert und sich nicht erst nach 1938 in weiten Kreisen Wiens durchgesetzt hatte, lag auf der Hand: Georg Kreisler, 1922 in Wien als Sohn eines jüdischen Rechtsanwalts geboren, dort als zuerätzlich Klavier, Geige und Musiktheorie lernender und wegen seiner Herkunft gehänselter Gymnasiast aufgewachsen, hatte 1938 mit seinen Eltern nach Amerika emigrieren müssen; der Schock saß fürs Leben.

Kreisler hätte in Amerika bleiben können. Denn die Familie war in Hollywood ansässig geworden, er verkehrte mit prominenten deutschjüdischen Emigranten, wurde von Arnold Schönberg protegert, heiratete die Tochter Friedrich Hollaenders. Seit 1943 amerikanischer Staatsbürger und Soldat, unterhielt Kreisler in England mit Liederabenden die Truppen, bis er 1945 als Dolmetscher an Verhören Görings, Julius Streichers und Ernst Kaltenbrunners teilnahm. Es hieß, Holzhammerpsychologie betreiben, daraus seinen Zynismus als Künstler abzuleiten. Aber dass die Einblicke in die Brutalität und die Erbärmlichkeit autoritärer Charaktere ihn künstlerisch nicht in Richtung „Sentimental Journey“ oder „Caprifischer“ trieben, versteht sich fast von selbst.

Zurück in Hollywood, schien mit Charlie Chaplins „Monsieur Verdoux“ die Karriere in Reichweite: Chaplin pfiff spontan eine Melodie, Kreisler setzte sie in Noten, brachte sie Hanns Eisler, der daraus die Titelmusik dieses Films über einen kleinen Bankangestellten und Familienvater machte, der aus unverschuldeter Geldnot zum Heiratsschwinder und Frauenserienmörder wird, wofür er am Ende, überzeugt von seiner eigentlichen Unschuld, unter der Guillotine liegt. Die heute anerkannte schwarze Komödie

über „Mord als logische Erweiterung des Kapitalismus“ erhielt zwar 1948 eine Oscar-Nominierung für ihr Drehbuch (Idee Orson Welles, Ausarbeitung Chaplin), fiel aber beim Publikum durch.

Derweil wurde Georg Kreisler es müde, in Chaplin-Filmen das anonyme Double für den Meister zu geben. Er ging nach New York, arbeitete dort mit selbst verfassten Liedern als Entertainer – und erlebte sein eigenes Verdoux-Desaster: „Please Shoot Your Husband“, seine erste Platte, lag wie Blei in den Regalen. Amerika, auf dem Weg ins Heimchen-Ideal der Mummy Eisenhower, brauchte niemanden, der seinen Ehefrauen riet, ihre Gatten zu erschießen. Im Jahr 2005 ließ Georg Kreisler die wiederentdeckte Originalaufnahme als CD seiner Biographie „Leise flehen meine Tauben“ beilegen. Die Zeit war günstig, denn seit Ende der neunziger Jahre hatte der Chansonier Tim Fischer mit Kreisler-Abenden und -Alben, gipfelnd 2002 in der Uraufführung von Kreislers Ein-Mann-Musical „Adam Schaf hat Angst“ im Berliner Ensemble, den musikalischsten und bittersten aller Kabarettisten wieder in allgemeine Erinnerung gebracht.

Der neue Ruhm war doppelbödig. Denn die Lorbeerkränze, die man ihm nun flocht, überstrahlten die zeitlose Aktualität seiner Bösartigkeiten. Aus seinen „Liedern zum Fürchten“ waren solche für selbstbefriedigendes Zuhören geworden. Das hatte Georg Kreisler schon 1980 befürchtet, als er mit seinen „Everblacks“ erfolgreich auf Tournee war: „1963 wurden sie geschmacklos und unmoralisch genannt, denn es gab noch keinen Vietnamkrieg, und man wollte nicht gerne an Kriegsgreuel erinnert werden.“

Im Jahr 1965, so erzählte er im selben Zusammenhang, habe ihm ein Journalist auf seine Bemerkung, er schreibe jetzt jüdische Lieder, erstaunt mit „Darf man denn das jetzt wieder?“ geantwortet. Zehn Jahre zuvor hätten wenige hierzulande so zu fragen gewagt, viele aber es umso heftiger gedacht. Vier Jahre dauerte es, bis Kreislers erster Hit „Geh'n ma Tauben vergiften im Park“ für Funk und Fernsehen freigegeben wurde.

Dass zuvor mancher im Publikum dem singenden Verbündeten von Helmut Qualtingers ebenso verhasstem „Herrn Karl“ seinen Abscheu ins Gesicht schrie, dürfte auch daran gelegen haben, dass Kreisler aussah wie einer von denen, deren Abgründe er besang – schwarze Horn-

brille, akkurater Scheitel, penibler Anzug mit festgezurrt Krawatte; jeder Wiener Kellner hätte ihn verbal promoviert oder gedelt, jeder Berliner zumindest eine Verbeugung gemacht.

Die deutsche Tierliebe, die weit vor der zu Kindern rangierte, wurde gegebelt bis aufs Blut, wenn Kreisler sein „Der Hansel geht gern mit der Mali. Denn die Mali, die zahlt's Zyankali“ krähte. „Ist das legal, ist das normal, ist das erlaubt?“, die Anfangsfrage aus seinem ebenso populären „Zwei alte Tanten tanzen Tango“, wendete die Majorität jahrelang gegen Kreisler selbst.

„Die bringt kein greller Pfiff nach Tel Aviv, nach Kairo, nach Korinth. Die bleiben, wo sie sind!“ Kreislers ätzendes Bild vom unverwüstlichen, bei Bedarf jederzeit wieder über Leichen gehenden Spießer, zählt, wie die Worte „Zyankali“ oder das vordergründig tangelosige „Mitten in der Nacht“, zu seinen Codes, in denen, verborgen unter Zynismus, Gallenspott und Anarchie, die Angst verborgen blieb, die den Mann zeitlebens umtrieb.

Im Musical „Heute Abend Lola Blau“ (1971), seinem wohl berühmtesten Bühnenwerk, kommt diese Furcht, travestiert in das Schicksal einer jungen jüdischen Künstlerin, die nach Amerika emigrieren muss, wo sie, zum Star geworden, mit dem Zwang zu festgelegten Rollen nur eine andere Spielart der Unterwerfung und Entwürdigung erlebt, fast unverhüllt zum Ausdruck. Sein Welt- und Menschenbild? „Ich bin Mensch und Christ, und ein Revolver ist kein Zeichen von Gewalt, wenn ich ihn halt“, heißt es im „Kapitalistenlied“. Was daraus wird, malt „Als der Zirkus in Flammen stand“ erbarmungslos aus: „In zwei lächerlichen Teichen lagen Leichen über Leichen.“

Niemand konnte so tückisch, anzüglich, selbstzufrieden und mörderisch grinsen wie Georg Kreisler, wenn er am Flügel saß und den deutsch-österreichischen Spießer mit Abitur spielte. In den letzten Jahren, wenn er Leseabende gab oder mit Tim Fischer auftrat, schien er zuweilen milder. Doch nur ein paar Zeilen – und man wusste, es ging ihm noch immer darum, dass „die Last der Väter, der Generationen, die in der Erde liegen, ihr Wesen und Unwesen in uns weiterräumen“. Jetzt ist Georg Kreisler im Alter von neunundachtzig Jahren in Salzburg gestorben. In der Woche zuvor haben wir gelernt, dass seine Ängste nicht so unbegründet sind, wie wir uns lange vormachten. DIETER BARTETZKO

Inges Idee

Bücher auszusortieren gehört zum Quälendsten des Lebens; es sind „Arbeiten für den langen nassen Weg“, wie Martin Disler titelt. Beim Gang entlang des zum Bersten gefüllten Regals auf der Suche nach Entbehrlichem signalisiert ein Katalogtitel von Carl Spitzweg schmerzhaft „Das ist Deine Welt“, die hier entrümpelt werden soll. Es ist nur die „Welt der Kunst“, so schlicht wird Sonia Delaunay angepriesen. Die Bücher, die so lange, so eng zusammenstehen, beginnen ihre Botschaften kreuz und quer zu senden. „Make it new“, provoziert Günther Förg; er ist sich seiner Bedeutung sicher. Für diese schwere Aufgabe braucht man einen Sündenbock: „Inges Idee“ wird aus dem Regal gezogen, darin erklärt Stephan Berg, wie entspannt man die Wegwerfpläne nehmen muss: „Klingt ein bisschen nach einem unverhofft folgenreichen Techtelmechtel.“ Locker machen also. „Künstler ziehen an“, hieß es in Dortmund. Eine Trennung davon fällt leicht. Es hilft nur wegschauen, das „Sehen und Denken“ abschalten, den Regaltext gewissenlos zusammenstreichen. „Mia san mia“ kommentiert der politisch-korrekte Hans Haacke diese gedankenlose Bedrohung. Und auch Förg mischt sich erneut ein, mit der höflichen Botschaft: „Laissez un message.“ Die beiden dürfen bleiben. „Heute bis jetzt“ haben alle noch eine Chance, hofft die Fotografie aus Düsseldorf, gewollt originell. „Scheinen, erscheinen, verschwinden“, versucht ein Titel von Daniel Buren zauberformelgleich zu helfen. „Where do we go from here?“ fragt „Impuls Marcel Duchamp“ nervös im Stapel mit neuen Büchern. „Through the Forest“, behauptet der Katalog für Rodney Graham genervt. Auch er sucht noch einen Stellplatz. Wo nur? Franz Josef Wetz' Hohlspiegelsatz „Tote hoch zu Ross“ kann weg. „Ich nenne mich als Maler“, palavert Konrad Lueg ähnlich unkonzentriert; er entschied sich später gegen den Künstlerberuf, also sind keine weiteren Sprachtacklen zu befürchten. Oder? „Keiner hinkt“, behauptet Helga Meister. Angesichts dieses surrealen Titelgeschnatters sollte man vielleicht doch über ein – vom Schmitz-Verlag beworbenes – „Emotional-digital“-geführtes Leben nachdenken und „Aus der Wirklichkeit“ in den Kindle fliehen, wie Hermann de Vries vorschlägt. „Menschlich“ nennt das Christian Boltanski erschöpft. Dort aber wartet auch keine Copy-Paste-Entspannung, sondern „Mail-Art“ mit „Brushholder Value“. Dann doch lieber hinsehen auf die Bücherwand und den handfesten Werten aus Leverkusen folgen: „Blumenstück, Künstlers Glück“. swka

Farvel

Dänemark schließt Kulturinstitut

Es war eine Entscheidung gegen die Rutschbahn gewesen, als Dänemark 2003 sein einziges Kulturinstitut in Deutschland von Hannover nach nach Berlin, sondern nach Bonn verlegte. Neun Jahre später sei die Berlin-Fixierung der dänischen Künstler und Intellektuellen, so Institutsleiter Bernd Kretzschmer, so groß geworden, dass „Det Danske Kulturinstitut“ den Standort am Rhein zum Jahresende schließt und „Farvel!“ (Dänisch für „Tschüs“) sagt. Hintergrund ist der Beschluss des Vorstands in Kopenhagen, die Arbeit in Deutschland nach fünfzig Jahren einzustellen; über eine Repräsentanz in Berlin werde, so Kretzschmer, nachgedacht. Die Einrichtung in Bonn, deren Bibliothek mit 2600 Titeln eingelagert wird, hat in den vergangenen neun Jahren Sprachkurse angeboten, etwa zweihundertfünfzig Veranstaltungen, vor allem Autorenlesungen, Vorträge und Filmabende, über die Bühne gehen lassen und mit etlichen Kulturpartnern kooperiert. aro

Heute

Der stille Amerikaner

Hans Rudolf Vaget beschreibt die Jahre des Exils von Thomas Mann und zeigt ihn als Demokraten, auf den die Deutschen viel früher hätten hören sollen. **Seite 30**

Im Puzzle der Vitriolen

In der Schweiz und in Speyer hat er gelernt, flexibel zu sein: Alexander Koch ist der neue Direktor des Deutschen Historischen Museums in Berlin. **Seite 31**

Prinzessin in der Wüste

Das Doha Film Festival ist ein Schaukasten des arabischen Films. Dessen Zukunft ist seine Zukunft. Warum gibt es dann Geld für das Global-desaster „Black Gold“? **Kino 33**

Auf ihn mit Gebrüll

Als er regierte, war José Rodríguez Zapatero der Held der Presse, vor allem für die Zeitung „El País“. Jetzt, nach dem Verlust der Macht, wird Zapatero zum Buhmann. **Medien 35**

Susanne Stephan

Wannsee / November

Der türkische Souvenirverkäufer erklärt mir den Audioguide und schickt mich auf den Weg, Richtung Stimmings Krug. Hinterher erhält jeder bei ihm einen warmen Tee. Unterwegs komme ich nicht aus dem Menü und ziehe kurzerhand das Kabel. Die Gärtnerin fand es früher eigentlich schöner: dunkler, verwunschener. Man muss sich halt erst gewöhnen, sagt sie, und einen Moment blicken wir beide zum See, zum neuen Anleger, der sehr hell, bis ich endlich meinen Hals aus dem Headset wickle und sie wieder zum Rechen greift.